

1935



Der auslanddeutsche Dichter

Von Heinrich Zillig

Auslanddeutsche Verhältnisse sind für Fremde und Reichsdeutsche schwer verständlich, ja viele leben lange Jahre in ihnen, ehe sie sie erfassen, weil sie die Haltung nicht finden, die ein in sich beruhendes, staatlich nicht vertretenes Volkstum gewährt und fordert. Ein solches Deutschtum aber umschließt die ganze Weite wahren Volksgefühls, dann nämlich, wenn es von einem bluthaft verankerten Wissen um die räumliche und seelische Grenzenlosigkeit des eigenen Volkes zu jener wunderbaren freien Bewußtheit erhöht wird, die nicht gebrochen werden kann durch Not und Verfall eigener Staatsgebilde, weil sie an ein ewiges volkhaftes Bestehen glaubt.

Dieses volksweite Denken und Empfinden wuchs in Deutschland erst nach dem Krieg in die Massen hinein und wurde durch den nationalen Umbruch lebhaft angeregt. Das frühere staatsverengte Denken, das 30 Millionen Deutsche vergessen konnte, ist heute im Schwinden. Das Auslanddeutschtum konnte in jenem staatlich begrenzten Denken nur eine Entartung sehen, aber es gab die Hoffnung nie auf, daß einmal nicht bloß von ihm gefordert werde, sich seines Volkstums zu jeder Sekunde zu erinnern sondern daß sich auch die 66 Millionen des Reichs der Auslanddeutschen entsinnen würden, die des deutschen Volkes geistige Weltgestaltung gefördert und ermöglicht hatten. Erfüllt wurde diese Hoffnung bisher nur in dem scheidenem Ausmaß. In vielen unzutreffenden Ansichten und einer gewissen lagen Betrachtung auslanddeutscher Tragen auch der Mangel volksdeutschen Bewußtseins noch immer nach.

Man hat viel gegen diese peinlichen Tatsachen geschrieben, viel Aufklärung versucht, aber so groß die Erfolge solcher Mahnungen waren, wirklich tief ins Bewußtsein eines Volkes tritt erst die Erkenntnis, die sich in einfacher Anschaulichkeit enthüllt. Das kann ge-

sehen durch die Geschichte, die man selbst erlebt, oder durch die Dichtung. Der Dichter aber, der auch hier nur die großen Tatsachen des wirklich wirkenden Schicksals, des hintergründigen Daseins zu enthüllen hat, kann aus jedem deutschen Lande kommen, wenn er angerührt ist von dem Wissen um sein Volk — wir denken an Hans Grimm, an Josef Ponten in diesem Zusammenhang — aber er wird sich besonders dann angerufen wissen, wenn er selbst Auslandsdeutscher ist.

Der auslandsdeutsche Dichter steht unter der Spannung, Kind seiner Heimat zu sein, vom deutschen Binnenland ferne, umgeben von fremdem Volkstum, verpflichtet einem anderen Staat, und Kind zugleich des großen Volks, das nicht auf eine Landschaft begrenzt ist, nicht auf einen Staat, und das gerade er in voller Realität als eine einmalige unvergleichliche Erscheinung unter allen Völkern der Welt erkennen muß. Kein anderes liegt so verstreut und doch beheimatet in der Welt, kein anderes so breit in der Mitte des noch immer wichtigsten Erdteils, kein anderes wie mit zahllosen Fingern in den zukunfts-schwangeren Osten Europas hineingestreckt, dessen Kultur hauptsächlich aus der deutschen in die landschaftlichen Sprachen aufgenommen wurde. Der Dichter drückt diese Tatsache seines Volkes vielleicht niemals mit Worten aus, seine Dichtung schweigt vielleicht über all dies und geht ganz anderen Problemen nach — denn es wäre eine lächerliche Meinung anzunehmen, daß ein auslandsdeutscher Dichter immer bloß vom Schicksal der Auslandsdeutschen sprechen müßte — aber hinter seinem Lebensgefühl steht doch ewig die Frage nach dem Sinn der beispiellosen deutschen Volksiedlung. Diese Frage muß sich ihm einbrennen, wenn er Dichter ist, also Mensch, der die Bedeutung der Dinge sucht und eine so ungeheure Erscheinung wie die deutsche außerordentliche Volksdichte im Mutterland, Volksweite in der räumlichen Lagerung, Volksgröße in der Gesamtheit, nicht anders bewerten kann als in einer ständigen Frage an den Sinn der Vorsehung, die dies fügte. Über eine solche Frage kann der binnendeutsche Dichter hinwegsehen, der im Landschaftlichen und Menschlichen wurzelnd vielleicht hohe Räume erklimmt. Er steigt dann wie eine Lerche über dem kleinen Kreis seiner Brut empor. Aber der auslandsdeutsche Dichter kann niemals so fadensteil aufschweben, denn er muß immer wieder in Gedanken und Gesichtern hinüberblicken in das Binnenland, wo der Urquell alles Deutschen floß

und wo der Reichtum deutscher Schöpferkraft aufgestapelt ist. Viele sind nur deswegen ins Reich abgewandert, weil sie diese Helle anzog. Aber dann wandten sich ihre Blicke wieder zurück: immer blieb die Spannung.

Immer bleibt die Frage nach ihrem Sinn. Die erste Antwort wird die sein, daß der auslanddeutsche Dichter der Größe wahrhaft bewußt wird, die das deutsche Volk hat. Es ist ein herrliches Gefühl, einem großen Volk anzugehören, das tief in die Vergangenheit zurücktaucht und dessen Gegenwartswipfel in verwirrender Mannigfaltigkeit unübersehbar nach tausend Seiten ausstrahlt. Der auslanddeutsche Dichter sieht daran gemessen die räumliche Begrenztheit vieler anderer Völker. Er sieht mit klarem Auge auch, daß die staatliche Weite anderer Völker wie etwa des englischen keine volkshafte gleich große Körperlichkeit deckt, der Mantel hier mächtiger ist als der Leib, und der Vergleich, den er dabei für sein Volk zieht, zeigt ihm dessen noch vielfach unbewußt sich dehnenden Leib, der den Mantel sprengt wie jede Jugend. Aber Jugend nicht ohne Geschichte, Zukunft nicht ohne Leistung der Vergangenheit! Die wunderbare Mischung von Alter und Jugend, Wissen und Einfalt, Erkenntnis und Gläubigkeit, Klarheit und Traum im deutschen Volke wird ihm ebenso wie die räumliche schicksalsbestimmte Siedlungsweise eine Besonderheit seines Volkes beweisen, die nur darum weil sie eine Aufgabe zu erfüllen hat, noch in so pochender Lebendigkeit dem eigenen Volke Mühe und Not bereitet, von den anderen Völkern so leicht mißdeutet wird, ihnen aber auch Segen bringt.

Es ist die Aufgabe, eine europäische Ordnung zu erstreben, die unter klarer Scheidung und Gliederung nach Werten, Völkern, Ständen und Menschen eine allen entsprechende Gerechtigkeit gewährt. Kein Volk, das durch eine ungerechte Ordnung so schwer in Mitleidenschaft gezogen wird wie das unsere, keines, das nur dann eine gerechte Ordnung für sich zu schaffen vermag, wenn sie zugleich den anderen Völkern gerecht wird! Unsere äußerliche, aber noch mehr unsere geistige Verzahnung mit dem bestimmenden Erdteil und seinen Völkern, unsere mittelnde Stellung zwischen der westlichen Formenerkaltung und der östlichen Gärung ist ja kein Zufall, sonst wären wir diesem tragischen Standort längst erlegen, sie ist Schicksal. Ging eine Idee nicht durch unsere nachformende Hand oder entstand sie nicht aus unserem Schöpferum, so wurde sie leicht zum Tyrannen,

wenn sie Gewalt erhielt: zum Tyrannen, weil sie jenen europäischen, wägenden und duldbenden Geist nicht achtet, der den Deutschen angeerbt ist, die es immer vielen recht machen müssen. Dies erklärt auch, warum sich französische Oberherrschaftsansprüche über Europa nie lange halten konnten. Es fehlt ihnen das völkerachtende Denken, das Europa seit dem frühen Mittelalter bis tief in die Neuzeit unter deutsche Führung stellte. Inzwischen sind die jungen europäischen Völker erwacht und staatlich selbständig geworden. Ihr Erwachen ohne den sie beeinflussenden Geist der deutschen Romantik wäre nicht möglich gewesen. Deutscher Geist selbst hat sie erweckt und frei gemacht. Er wird auch — in eigenstem Interesse — mithelfen, die heutigen zwischenvölkischen Spannungen zu mildern. Er hat bis zum heutigen Tage seine geistige Mittelpunktslage in Europa aufrechterhalten können, und damit meinen wir nicht bloß Wissen, Kunst, Fertigkeiten, sondern auch die Haltung im Leben, das stille Gesetz, das den einzelnen in seinem Handeln führt — der ganze Osten steht hier unter deutscher Beeinflussung. Und dieser Einfluß ist volles Leben, denn er liegt noch immer in Auseinandersetzungen, er siegte sich nicht in einer Schablone tot. Darum lockt östliches Wesen auch immer wieder das deutsche Volk, das daraus das übernehmbare abfiltert.

Wie die Wege der Völker äußerlich gehen, ist zu entscheiden nicht Sache des Dichters. Er regiert nicht die Dinge, er spricht ihren Inhalt aus, indem er sie nachgestaltet. Hat ihn aber das Wissen um die deutsche geistige Lage in Europa berührt, wie es vor allem den auslanddeutschen Dichter berühren muß, so wird er der Hüter eines deutschen Lebensempfindens sein, das nicht klein und begrenzt ist, sondern das auch dort, wo es stofflich verengt scheinen mag, durchstößt zur seelischen Weite. Man wird vom auslanddeutschen Dichter weniger die Abschrift des landschaftlichen Lebens, in dem er wurzelt, erwarten, sondern eine weltoffene, völkerbegreifende Haltung, die das wesenhafte Geheimnis der deutschen Mittlerfähigkeit und des auslanddeutschen Schicksals ist.

Der Binnendeutsche sieht oft die Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern nicht. Der Mangel eines solchen Blickes vernichtet die Wahrheit des Lebens, fördert eine Unsicherheit der Betrachtung, die Deutschland schon häufig schädigte. Der Auslanddeutsche spürt eigenes und fremdes Wesen sehr genau. Aus innerem Gefühl, von Treue und Liebe für das ihn tragende Heimatland erfüllt, bleibt er immer wägend, wissend und in die Ferne blickend, wo sich irgendwo

im Unsichtbaren erst deutsches geistiges Suchen verliert. Die Spannung zwischen seiner Heimatsenge und der Größe des Volkes, der er angehört und die ihm nicht verhüllt bleiben kann, ist seinem Dichten eingefügt.

Man wird schon dankbar sein dürfen, wenn der auslanddeutsche Dichter stofflich dieser Spannung genügt. Oft kann ein einziges Buch blitzhaft die Gefühlslage eines ganzen Stammes erhellen — man denke z. B. an Plehers Roman aus dem Sudetenland „Der Puchner“, durch den wir trotz unzähligen früheren betrachtenden Äußerungen über dies Gebiet zum erstenmal in voller Saftigkeit die Wirklichkeit sehen lernten, man denke an Ponten, an Meschendorfer, an Wittstock, man denke, an die Balten. Durch all diese Dichter wurde nicht bloß unser Volk in seinen Standorten fixiert, sondern es nahm sich gewissermaßen selbst wieder in Besitz. Solche Besitznahme ist ein Akt der Seele, nicht der Überlegung.

Man wird zufrieden sein, wenn die Dichtung ein großes Thema anschlägt, wie Grimm in seinem Roman „Volk ohne Raum“, durch den dem Reichsdeutschen seine überseeischen Möglichkeiten wieder bewußt wurden. Man wird aber weniger in stofflicher, als vielmehr in geistiger Hinsicht von den auslanddeutschen Dichtern etwas erhoffen können. Wenn sie durch einen Roman ein Gebiet, wo Deutschtum sich entfaltet, in unser Bewußtsein rücken, geben sie uns nicht bloß einen Teil unseres Volkes wieder, sondern sie rücken uns auch das Menschentum nah, das in jenen Gegenden mit dem deutschen handelnd, sich auseinanderlegend und sich ergänzend lebt — und hiermit wird unserem geistig ausgleichenden Volksgefühle geradezu eine Teilaufgabe gestellt.

Wir können zusammenfassen: die Spannung, unter der der auslanddeutsche Dichter steht, ist im Grunde die Spannung unseres Volkes selbst und richtet sich darauf, dessen Verstreutheit sinnhaft zu erleben, Heimat und Volksweite seelisch zu umschließen. Der auslanddeutsche Dichter wird seine Heimat sprechen lassen und damit unser Volk sich selbst nahebringen, er wird uns stofflich unzählige Tatsachen des Volkslebens vermitteln, er wird vor allem den Geist verkörpern, der ein so weitschwingendes und bewußtes Empfinden wirklich zu gestalten vermag. Und da ist es nun gleichgültig, ob der auslanddeutsche Dichter stofflich in seiner Heimat bleibt; ob er seine Wesensspannung unmittelbar zum Ausdruck bringt, wobei es zwi-

schen dem realistischen und dem bloß auf die seelische Wirklichkeit erstreckten Werke unzählige Möglichkeiten gibt; ob er ein Lied singt oder eine Fabel erzählt - er bringt etwas von unseren Weiten in jedem Falle und unbewußt ins deutsche Bewußtsein hinein und dies ist, auch wenn wir gar nicht darnach fragen wollten, ob sich aus solcher Spannung nicht einmal naturnotwendig ein ganz großes, vielleicht über Zeiten ragendes Dichtwerk heben muß, Gewinn und Bereicherung des Schrifttums.

Aber gerade deswegen müssen wir uns hüten, an die auslanddeutschen Dichter einen anderen Maßstab anzulegen als an andere künstlerisch Schaffende. Der auslanddeutsche Dichter darf keine mildere Kritik um seiner Heimat willen finden.

Kep G/1935, Seite 230-235

Wer schreibt ein Buch über den Einfluß der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen? Der Sinn und die geistige Sendung der ausland-deutschen Siedlungen im ganzen Osten Europas vom Baltischen bis zum Schwarzen Meere zeigen sich in ihrer Großartigkeit am klarsten, wenn man sie abschätzt daran, was sie nicht für das deutsche Volk allein, sondern für die anderen Nationen bedeuten. Was unseren südöstlichen Lebensbereich anbelangt, so finden wir genügend Stimmen, um Selbsturteilungen vermeiden zu können. Leider sind sie nicht gesammelt worden; weder haben wir eine Zusammenstellung der rumänischen noch der ungarischen Äußerungen, angelichts deren es sehr verlockend wäre, auch Gegenstimmen zu sammeln. Sie werden sich, zugleich als psychologische Fundgruben und Zeugnisse der Selbstenttarnung wohl, besonders häufig bei den Ungarn entdecken lassen. Wichtiger als die Sammlung all solcher Äußerungen wäre die Untersuchung des Einflusses der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen.

Es werden so viele Doktorarbeiten, auch von Siebenbürger Sachsen, über rumänische Verhältnisse geschrieben. Meist Arbeiten über wirtschaftliche Belange, die oft wenig ergiebig sind, weil sie in ähnlicher Form längst vorliegen. Die Untersuchung des Einflusses der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen wäre des Schweiges der Besten mehr wert.

Sextil Puscariu und Jorga messen unserem kulturellen Wirken eine entscheidende und anlassgebende Rolle bei der Volkwerdung der Rumänen. So sagt z. B. Sextil Puscariu in seinem Vortrag über die deutschen Kultureinflüsse auf das rumänische Volk in der Klausenburger Universität folgendes: „Wenn wir ... versuchen wollen, die Bilanz der deutschen Kultureinflüsse auf das rumänische Volk zu ziehen, so stellen wir fest, daß neben der Mitarbeit beim Übergang Rumäniens zur abendländischen Zivilisation, die die auf rumänischem Boden ansässigen Deutschen geleistet haben, hauptsächlich drei Momente auffallen: Der Anstoß zur Einführung der rumänischen Sprache in der Kirche mit dem Erfolg daß eine Schriftsprache festgelegt wurde, die von den sächsischen Lutheranern im 16. Jahrhundert kam; die Vorbereitung einer günstigen Atmosphäre im Siebenbürgen des 18. Jahrhunderts für unsere lateinische Renaissance, welche mit besonders deutschen Mitteln vorbereitet wurde; schließlich im 19. Jahrhundert die Einwirkung der deutschen Romantik, die Rumänien vor dem Hörigwerden fremden Formen gegenüber bewahrt hat und die neue Kultur an überlieferte und erwiesenermaßen lebensfähige Anschauungen band.“ Jorga aber sagte: „Die obere Kultur mit sich zu bringen, das städtische Wesen auf beiden Seiten der Karpathen zu pflanzen, das Leben ganz Siebenbürgens in feste Formen endgültig zu bannen, den Westen mit dem Osten bis zur Donau und den entfernten ‚tartarischen‘, griechischen und türkischen Ländern durch Handelsbeziehungen zu verbinden, abendländische befruchtende Einflüsse auf die morgenländisch gefärbte älteste Kultur der Rumänen zu üben, den Sieg der nationalen Sprache der Rumänen über die mittellalterliche Kulturform des Slawischen zu befördern, das bilden Rechte und Verdienste der Siebenbürger Sachsen für die allgemeine Kultur und für jene der Rumänen besonders, die wir nicht genug anerkennen und schätzen können!“

Durch die Feststellung, daß von uns nicht bloß der Bau der Städte dies- und jenseits der Karpathen kam, sondern auch die Siebenbürgen und zwar ganz Siebenbürgen endgültig bannende Lebensform, ist mit aller Klarheit von Jorga

ausgesprochen worden: die Sachsen gaben Siebenbürgen die, es noch heute bestimmende, kulturelle Haltung. Wir kamen nicht bloß ad retinendam coronam, sondern als Ideenträger Europas, als Träger der Kulturbildung des ersten Reichs in ein geistig gestaltloses Land, dem wir mit dem Stadtbau Kenntnisse, mit unserer Kultur seinen bis heute nachwirkenden geistigen Sinn gaben. Dieser aber wirkte, wie in unseren Tagen noch, in den Osten hinaus und auf die Rumänen, die in Siebenbürgen diesen Geist ja auch unmittelbar aufnahmen. Der Ertrag für die Rumänen liegt in den großen Worten der beiden Gelehrten: Sieg der nationalen Sprache, Erwerbung der eigenen Schrift, Rettung der arseigenen Lebensformen, Anschließung an das Abendland geistig und wirtschaftlich, Bau der Städte.

Es ist ungeheuer, was in den wenigen zitierten Worten über unser Volk an Dank und Verdienst ausgeschüttet wird. Und an „Recht“, wie es Jorga, seinem Gegenstand ebenbürtig, ausdrückt. Wir, dieses kleine deutsche Volk in Siebenbürgen, haben ein viel größeres im Erwachen gefördert! Das gibt uns wirklich ein Recht! Nicht nur das jeder Zahl gebührende Recht der Minderheit, sondern ein besonderes, nur uns zustehendes. Auf dieses Recht zu pochen, wird man uns nicht verwehren, denn niemand unter den Rumänen wird darüber hinweggehen können — wäre er auch unser Feind — wenn wir seine eigenen Volkszeugnisse für uns ins Treffen führen.

Auf dem berechtigten Stolz aber auszuruhen ist keine Leistung. Wo ist der Sachse, der das Buch über den Einfluß der Siebenbürger Sachsen auf die Volkwerdung der Rumänen schreibt; keinen langweiligen Wälzer, kein Werk zum Seminargebrauch und zum Verstauben in Instituten, nein, ein nicht zu umfangreiches, lebendiges, stilistisch gutes, das Wesentliche wesentlich darstellendes Buch, das wir wie das liebe Leben brauchen, um selbst kennen zu lernen, was unser Recht ist, um es zu übersehen, ins Rumänische, vielleicht auch ins Englische, und wohl auch ins Ungarische, denn für unser Recht vor dem ungarischen Volk wird sich nebenbei Material genug ergeben, das mitgenommen werden könnte.

Dieses Buch brauchen wir hundertmal dringender als jedes andere! Wer schreibt es?

unser Leidschaft Heinrich Zillich,

Der Herausgeber, der mehrere Monate in Deutschland zubrachte und nun wieder in die Heimat zurückgekehrt ist, las in den letzten Wochen im Rahmen der Goethegesellschaft in Riga aus eigenen Schriften, ebenso in Königsberg, außerdem sprach er eigene Dichtungen durch den Rundfunktender Königsberg. Der erste Preis im Novellenwettbewerb der Berliner Zeitschrift "Die neue Linie" wurde für 1935 wieder Heinrich Zillich zugesprochen, und zwar für seine Novelle "Der baltische Graf". Damit hat Heinrich Zillich zum zweiten Male in diesem großen und anonymen Erzählerwettbewerb den ersten Preis davongetragen. Zum ersten Male errang er ihn 1933 mit seiner inzwischen als Buch erschienenen Novelle "Der Urlaub" (Verlag Albert Langen-Georg Müller in München).

Heft 5/1935, Seite 172

Chronik. Europa und die Welt sind Zeugen eines großen Vorganges, der **gerüstig** schon einsetzte, als die Kriegsschuldfrage geklärt war: der **Zerbrückelung** des Versailler Systems. Daß dessen Fehler nicht großzügig beseitigt, natürlich aber auch gegen ein innerlich gefestigtes Deutschland nicht mehr aufrechterhalten werden können, vermehrt die europäische **Unsicherheit**.

Auf der Ententeseite kämpften einige osteuropäischen Völker für ein **berechtigtes** nationales Ziel. Dies wurde erreicht. Die verbliebenen großen **nationalen Ansprüche**, die trotz ihrer Begründetheit unbefriedigt sind, erhebt das deutsche Volk. Seine Ansprüche schneiden die Belange der zwei mittelgroßen Länder Rumänien und Südslawien nicht. Daß aber auch zwischen Deutschland und Polen eine unmittelbare Einigung möglich ist, wurde schon durch die Tat bewiesen.

Die französischen und englischen Kriegsansprüche waren machtpolitisch, denn England hatte keine nationale Forderung anzumelden und die französische Anforderung des Elsasses ist nur einseitig begründet gewesen, aber seit 1918 befriedigt, ebenso wie die Ansprüche Italiens, das sich nachher gleich den beiden anderen Ländern machtpolitisch hochredete und seine Hand heute in einen Raum ausstreckt, auf den es kein Recht hat. Die Selbstbesinnung Deutschlands und die Wiederherstellung seiner Wehrmacht begannen das Gleichgewicht wieder zu schaffen; und nun geschieht das Unerwartete: Frankreich als die Hochburg des Finanzkapitalismus zieht seinen sozialen Hauptgegner Rußland in die europäische Auseinandersetzung hinein. Die für Europa durch Hitler beseitigte bolschewistische Gefahr wird damit durch Frankreich wieder wirksam gemacht. Es spielt das alte Spiel, das es mit den Türken trieb. Auch damals unterstützte es den Todfeind des Abendlandes, wohl in der Hoffnung, daß es ihm nicht gelingen werde, das Reich zu überrennen, dessen Bestand ja eine französische Notwendigkeit

ist; zugleich in der Erwartung, daß das Reich den Rücken in diesem Kampfe entblöße. Dies geschah, Frankreich nahm die westdeutschen Länder. Die Lage ist heute ähnlich, nur liegt jetzt die Grenze des Abendlandes weiter östlich und umschließt außer Polen auch alle sogenannten Nachfolgestaaten, in vorderster Linie Rumänien. Gleichgültig, ob die Russen als Bundesgenossen oder als Feinde diese Länder betreten oder ob sie sie links liegen lassen bei ihrem Vormarsch nach Deutschland — der Vormarsch selbst dehnt ihr soziales System, den Bolschewismus, räumlich aus. Dies berührt die östlichen Länder ganz besonders. Polen hat daraus die Konsequenz gezogen. Englands Aushalten an Frankreichs Seite im Kriegsfall ist unwahrscheinlich. Man ist, wobei man sich auf ein Unbehagen mancher französischen Kritiker berufen kann, versucht zu fragen, ob die französische Rußlandpolitik überhaupt realisierbar und nicht bloß als Drohung aufzufassen ist. Aber die Russen werden sich die Gelegenheit, die ihnen hier zum Vorstoß ihrer Weltrevolutionspläne geboten wurde, nicht entgehen lassen. Allerdings ist, ganz abgesehen vom unbekannten Kampfwert der Russen, die Einkreisung Deutschlands im Ernstfall — es gibt auch eine Abstimmungseinkreisung in Genf, die kaum eine Probe auf das Exempel aushielte! — weniger eng als 1914, um so weniger als auch die Übersee-Feinde wegsallen. Das ist ein Grund, auf den Bestand des Friedens zu hoffen. Je länger aber Frankreich den militärischen Ausbau Rußlands fördert, je schwieriger dessen Innenslage wird und damit die Lust, sich durch außenpolitische Abenteuer innerlich zu entlasten, um so bedrohter wird der Frieden. Genf und Streif sind deshalb nur Verschleierungsetappen einer sich anbahnenden neuen Frontenziehung, die durch die Nähe und Weite der russischen Gefahr bestimmt wird. Alle Sicherheits- und Defensivklauseln, in die diese Gefahren eingewickelt sind, vermögen sie nicht zu beseitigen. Sie haben sie nur überdeckt. Daß sich Deutschland gegen Rußland erklärt, sichert auf weite Sicht allein den Bestand der östlichen Mittelstaaten. Die Überprüfung der Fronten ist darum für alle notwendig geworden. Als Spekulant auf jede Expansion drängt sich Italien vor, das in letzterer Zeit manche außenpolitische Miere, besonders das Einschwenken in die französische Abhängigkeit, zu verzeichnen hat; daß es heute die weise Pose eines Säbelrassels an sich bevorzugt, ist weder für Frankreich, noch für den Balkan, geschweige für Deutschland, selbst für den Vasallen Österreich — dessen deutsches Volk augenblicklich stumm sein muß — und auch nicht für England erfreulich. England will nur eins: zwischen all diesen Kräften nach ihrer jeweiligen Bedeutung so zu vermitteln, daß sie sich nicht offen schlagen. Darum wird es jede reale Tatsache anerkennen und alles drein setzen, den Frieden zu erhalten.

Hört man angesichts solcher Tatsachen die östlichen Kommentare und das Pathos der Diplomaten, so erkennt man erst die Gefahr verschiedener Bewegungen, die dazu geeignet erscheinen, die wichtigeren Angelegenheiten der großen Politik zu verwischen. Hierzu gehört der in allen östlichen Staaten bemerkbare Mäuswurf gegen die Minderheiten. Die italienische „Kulturarbeit“ im Südosteuropa mag dabei ein Vorbild abgegeben

haben. Rechtsenteignung vermag wohl Volkssplitter in einem andersnationalen Staate zu vernichten, wenn sie nicht — wohl in den meisten Fällen — gerade das Gegenteil davon bewirkt; aber sie ist immer wie ein Gift, das unbedingt jeden frist, der es andern verabreicht. Hier zeigt sich eine neue ungeheure Gefahr für die gesamteuropäische Situation. Man darf Schädlinge aus der Macht entfernen, wie das in Deutschland mit den Juden im öffentlichen Dienste (und nur dort!) geschah — wobei immer beachtet werden muß, daß die deutsche Judenfrage erst begriffen werden kann, wenn man das jüdische Prinzip der Tarnung in Rechnung setzt, des Bestrebens nämlich, jüdische Interessen unter dem Deckmantel fremdnationaler oder idealer Ziele zu betreiben — man kann aber keine Minderheit, die sich offen als solche bekennet, ihrer Rechte entledigen, ohne sich selbst sittlich zu gefährden. Dies gilt auch für die Bewegung zur Schaffung eines privatwirtschaftlichen numerus clausus, wie er von dem Mitschöpfer der Karlsburger Beschlüsse Balda-Boevod unter dem Beifall vieler gefordert wird. Die östlichen Staaten entstanden, wie das ununterbrochen erklärt wird, um der Verfolgung ihrer Volksangehörigen ein Ende zu machen. Sie entstanden also, um die Freiheit der Völker zu verwirklichen. Wer unter diesem Anspruch auftritt, ist ihm dreifach verpflichtet.

Obgleich die Bewegung gegen die Minderheiten im Raum von Budapest, Bukarest, Riga und Prag vieles übersteigt, was die heutigen Staatsvölker früher erlitten, entspringt wie aus jeder Schuld auch aus dieser der Anstoß zu ihrer Überwindung, die Tatsache nämlich, daß die Minderheiten nun nicht mehr verneint, sondern bestätigt werden. Auf ihre Entnationalisierung wird verzichtet, die Volkssonderung wird gestärkt, entscheidende und scheidende Werte damit gewahrt, gerade weil Märtyrer zu Millionen entstehen. Zwangsweise werden schwache Minderheiten erweckt. So bereitet das Unrecht das kommende Recht vor.

Europa ist von all diesem als Gesamtheit berührt, denn die Einführung der nationalen Hörigkeit wäre mit den heutigen Grundlagen der Kultur unvereinbar, unvereinbar mit den weltpolitischen Aufgaben der weißen Rasse. Weil einige im Aufbau befindlichen europäischen Völker es Millionen von Minderheiten verwehren, als Europäer in Europa ruhig zu leben, ist ja Europa gelähmt.

Der Sinn des gegenwärtigen Chaos liegt darin, daß eine allen Völkern gerechte Ordnung gefunden werde. Sie kann nur gefunden werden, wenn sich die Achtung vor jedem echten Volkstum zur unberrückbaren Rechtsgrundlage entwickelt. Dieser Zukunft hat auch das Deutschtum in Rumänien dadurch zu dienen, daß es zu einer nicht bloß in Worten geforderten, sondern tatsächlichen Lebens- und Abwehrgemeinschaft zusammenwächst. Deren Schaffung setzt voraus, daß die führenden Männer aufbauende Fähigkeiten, Weitblick, Verantwortungsgefühl, Treue zum eigenen Wort und Entschluß beweisen, daß sie mit ihrer politischen Tätigkeit für sich keine Vorteile oder gar Einkünfte erstreben, daß sie jenen entscheidenden Mut, der nichts anderes ist als Ehrgefühl, haben, der jede Volksbedrohung bekämpft, weil Duldung einer Rechtsbeeinträchtigung

des Volkes diese rechtmäßig, das Volk ehrlos macht. Innerhalb des Deutschtums in Rumänien haben sich neue Umlagerungen durch die Ausbreitung der Deutschen Volkspartei angekündigt, die kürzlich in Billed einen großen Volkstag veranstaltete und die eben geschilderte lebendige Volksgemeinschaft all unserer Inlandssiedlungen begeistert auf ein neues Banner schrieb. Hierüber soll demnächst gesprochen werden.

Heft 5/1938, S. 205-208

Heinrich Zillich

Zwanzig Jahre „Pástor-tűz“. Die in Klausenburg erscheinende ungarisch-siebenbürgische literarische Zeitschrift mit dem schönen Namen „Girtenfeuer“, mit der uns trotz gelegentlicher Polemiken freundliche Beziehungen verbinden, gab ihre letzte Nummer als Festheft ihres zwanzigjährigen Bestehens heraus. Die umfangreiche Nummer enthält Beiträge wohl aller Mitarbeiter des „Pástor-tűz“. Es sind die bedeutungsvollsten Namen des ungarischen Geisteslebens unserer Heimat darunter. Zwischen den Bildbeilagen bemerken wir mit Vergnügen auch eine Zeichnung Fritz Kimmis. Die Zeitschrift wurde im Kriege gegründet, hielt sich nach dem Niedergang der ungarischen Machtposition in Siebenbürgen, gewann an Ansehen und Gewicht besonders in der Nachkriegszeit. Ihre Leiter, jetzt Keményi Sándor, Eszár Károly und Elida Jenő, verstanden es, den Blättern ein sowohl vollständig-verständliches, als auch geistig-bewegtes Antlitz zu geben, das dem „Pástor-tűz“ eine weite Verbreitung ermöglichte und seine tief in die ungarische Bevölkerung hineinschlagende Wirkung. Besonders hoch ist auch bei Deutschen und Rumänen Siebenbürgens das Verdienst des „Pástor-tűz“ als Verkünder heimischer Seelenwerte zu veranschlagen. Von dieser gemeinsamen Grundlage her seien der Zeitschrift unsere herzlichsten Glückwünsche dargeboten!

K. J. 5/1935, Seite 210

Ehrungen. Die Deutsche Akademie ernannte zu ihrem außerordentlichen Senator Adolf Weichendörfer und zum Mitglied ihrer Wissenschaftlichen Abteilung, Sektion für deutsche Geschichte, Prof. Dr. Karl Kurt Klett.

Verwahrung. Im Februar des Vorjahres wies ich im Klingfor darauf hin, daß sich bestimmte ungarische Blätter des Inlandes nicht genug tun können in Mißdeutungen deutscher Ereignisse in einer Form und Sprache, die jeden Deutschen verlehe. Ich erwähnte dabei die kulturellen Zusammenhänge zwischen Deutschen und Ungarn und die minderheitliche Zielgleichheit beider in Siebenbürgen. Die unbefriedigende Lage der Deutschen in Ungarn müsse der Durchschlagskraft jener Rechtsforderungen schaden, die die ungarischen Minderheiten in allen Nachfolgestaaten mit Fug erheben. Mit Hinweis auf die kulturelle Dankverpflichtung der Ungarn den Deutschen gegenüber forderte ich Gerechtigkeit in der Beurteilung des deutschen Volkes. Ich unterstrich hierbei die Achtung und Verbundenheit, die wir der ungarischen Minderheit gegenüber empfinden und die

wir auch dort verlangen müssen, wo es um Deutsche geht. Um jede Mißdeutung meiner Ausführungen zu verhindern, beschwor ich die zahlreichen Fälle, wo sich unsere Zeitschrift für ungarische geistige Belange eingesetzt hat. Abschließend betonte ich, daß meine Vorwürfe nicht das ungarische Volk, sondern eine bestimmte Publizistik treffen.

Ich wurde nach dem Erscheinen jenes kleinen Aufsatzes im „Pábtortüz“, im „Erdélyi Helikon“ und anderwärts heftig angegriffen. Um nicht eine jener unfruchtbaren Aussprachen zu führen, wo der eine Teil zu seinen Lesern, der andere wieder nur zu den seinen spricht, antwortete ich im „Pábtortüz“, dem ich bis heute dankbar bin, daß er meine Erwiderung brachte. Sie erschien mit einer neuerlichen gegen mich gerichteten Stellungnahme, auf die ich eine zweite Antwort ein sandte. Ob die erschienen ist, weiß ich nicht, weil ich inzwischen verreiste und die Angelegenheit aus dem Auge verlor. In den Wochen allerdings, die ich nach jener ersten Antwort und gegnerischen Erwiderung noch in Kronstadt zubrachte, wurde sie nicht veröffentlicht. In den Polemiken, die gegen mich erschienen, hatte man versucht mich als einen voreingenommenen Menschen hinzustellen und ein ununterrichteter Leser konnte daraufhin meinen, ich sei den Ungarn nicht wohlgesinnt. Diesem Vorwurf hatte ich nicht bloß ein gutes Gewissen entgegenzusetzen, sondern wer sehen wollte, konnte mit Händen greifen, wie sich meine Einstellung zu den siebenbürgischen Ungarn im Laufe vieler Jahre kundgegeben hat. Erfreulich waren aber die Stellungnahmen deshalb, weil sich darin die Absicht zeigte, eine offene Aussprache zu führen, die uns überall nottut.

Nun zerrt ein gewisser Abafáy Gusztáv („Güsgetten Ujság“, Klausenburg) jene Aussprache bei einer Kritik meiner kürzlich prämierten Novelle „Der baltische Graf“ in einer Weise hervor, die mich als einen Feind des ganzen Ungarntums abzustempeln geeignet ist. Mit Berufung darauf, daß ich vor einem Jahre die Ungarn heruntergemacht hätte, sucht er in der Novelle Beweise, um mir unterzuschieben, ich wolle sein Volk besudeln. Ein Schriftsteller ist nicht berufen, über Wert oder Unwert seiner Leistungen zu streiten, aber er kann sich gegen unverantwortliche Mißdeutungen seines Willens zur Wehr setzen.

Wie kommt Abafáy zu seinen Einwürfen gegen mich?

Er macht es so: Wenn in der historischen Novelle steht, daß aus den ungarischen Tälern aufrührerische Horden 1849 gegen die kaisertreuen Sachsen mit Feuer und Mord drangen, so habe ich — nach Abafáy — die Ungarn besudelt. Ich weiß sehr wohl, daß die Ungarn die Ereignisse des Jahres 1849 anders beurteilen als Deutsche, aber die Niederbrennung Sächsisch-Regens und die Ermordung des größten Sachsen, des unschuldigen Stephan Ludwig Roth — darüber kann es nur ein Urteil geben! — waren Ausbrüche eines Hasses, den zuchtvolle Truppen gewöhnlich zu bändigen vermögen. Wer aber bezeichnet in der Novelle die Rebellen als Horden? Eine Gestalt der Novelle, ein österreichischer Offizier, dessen Gedanken wiedergegeben werden, also eine Partei! Weiter sagt, als eine Frau schutzlos zwischen vordringenden ungarischen Freischärlern hindurch-

fahren muß, ein österreichischer Offizier, daß Gott sie vor den „Hunden schützen“ möge, also wieder eine Partei, ein Soldat in einer Stunde, wo er selbst vor den Ungarn flüchtet. Soldaten reden eben so, auch ungarische. Abasáh genügt dies, um zu erklären, ich hielte die Ungarn für Hunde. Was leistet er sich weiter? Der österreichische Hauptmann der Novelle, der die Schmach empfindet, zur Rettung der deutschen Sache die Russen nach Siebenbürgen rufen zu müssen, ist erleichtert, dabei wenigstens deutsche Offiziere zu treffen und somit „unter Herren zu bleiben“. Diese Seelenregung, die auch bei ungarischen Herren im analogen Falle anzunehmen ist, könnte vielleicht ein engstirniger chauvinistischer Russe als Beleidigung empfinden; aber daß Abasáh sie als ein Zeichen meines Rassedünkels hinstellt und sie überdies als gegen die Ungarn gerichtet ausgibt — mit denen sie nicht das geringste zu tun hat —, mußte geradezu krankhaft an.

Es ist für ihn auch ein Vergehen, wenn der baltische Graf, dem die Tataren das Weib geraubt haben, über das „schwarzäugige Schmutzvolll zwischen Krim und Kaukasus“ urteilt und froh ist, nach „verkauften Dörfern“ wieder deutsche Menschen zu sehen. All dies sind ihm Beweise für meine rassenüberhebliche Einstellung, für die „kriegerische“ Tendenz der Novelle, noch mehr für ihre „imperialistische“ Tendenz, denn ich wolle nicht mehr noch weniger, als mit der Schilderung dieser, übrigens einen wahren Kern umschließenden Episode aus dem Jahre 1849 dem deutschen (?) Bestreben, ein Reich vom Baltikum bis zum Schwarzen Meer zu errichten, Vorschub leisten. Er überschreibt sein Pamphlet gegen mich deshalb mit dem Titel: Die „imperialistische“ Novelle. Von der Verleumdung zur Denunziation ist hier nicht einmal ein Schritt!

Daß in dieser Novelle ein verhärteter, in soldatischen Standesansichten aufgewachsener Herrenmensch an ein unkriegerisches deutsches Bürgertum stößt, dem er durch seine Brutalität gegen einen armen Dieb zum Entsetzen wird, daß er in dieser milderen Luft an sich selbst irre, von der Qual um seine verlorene Frau ins Verbrechen geworfen wird, davon merkt ein Kritiker nichts, der nicht einmal die Handlung der Novelle richtig nacherzählen kann, sie also ganz oberflächlich las, wohl aber mit der Lupe nach Möglichkeiten suchte, um mich zu verleumden und zu denunzieren. Mit der gleichen Voreingenommenheit könnte mir jemand vorwerfen, ich hätte das deutsche Volk herabgesetzt, das in dieser Novelle für alle einander feindlichen Heere Mitkämpfer stellt; welch ein Volk, das den Russen, den Ungarn, dem Kaiser zugleich dient, welch eine deutsche Verächtlichkeit zuzugeben, daß General Puchner vor den Ungarn das Weite gesucht habe; da müßte man doch den schönen Ausdruck „strategischer Rückzug“ verwenden, sonst wird das deutsche Volk beleidigt! Und welcher Volksverrat, einen Deutschen zu schildern, der Kinder stiehlt!

Wenn ein Journalist sich blamieren will, wird ihn niemand davor bewahren können. Wie aber verantwortet er den Kniff, unter den ersten Titel seines Pamphlets den zweiten zu schreiben: „Neuer Angriff gegen das Ungartum in den Spalten des Klingor“? Ist die Novelle im Kling-

for erschienen? Nein. Hier liegt jener alte Journalistendreh vor, im
Stich zu behaupten, was im Text dann doch nicht steht, was überhaupt nicht
wahr ist. Ich weiß, wie sich dieser Menschentyp, wenn er antworten sollte,
um diese Punkte winden wird, die den Ungarn weismachte, sie seien in den
„Spalten des Klingsors“ angegriffen worden. Solch ein Mensch nimmt
sich die Berechtigung, nicht nur mich zu verleumden, sondern überdies zu
behaupten, daß die „imperialistische“ Tendenz der Novelle es notwendig
gemacht habe, daß sie prämiert wurde, wohlgemerkt in Deutschland prä-
miert, in dem „imperialistischen“ Lande. Und ich, ein Sachse, bin darein
verwickelt. Hier riecht es ganz penetrant nach Denunziation. Die bekann-
ten Namen des Preisgerichtes brauche ich gegen diesen Anwurf nicht zu
verteidigen. Es ist aber festzustellen, daß es Menschen gibt, die kein, aber
wirklich kein Mittel scheuen, um ihren Deutschenhaß auf Kosten der Wahr-
heit zu betätigen. Zur Groteske wird diese Tätigkeit, wenn sie in die
theatralische Frage ausartet, ob sich das sächsische Volk mit meinen Be-
strebungen einverstanden erkläre. Ich hätte nämlich, behauptet dieser Abas-
fah, mit meiner Novelle die Antwort auf ein Interview gegeben, das man
mit mir vorhatte in der Absicht festzustellen, wie ich mich zu einem ge-
meinsamen minderheitlichen Kulturkampf verhalte.

Nun, die Antwort darauf habe ich schon in Taten erteilt, ein Jahrzehnt
hindurch, ehe es Abasfah einfiel, mich zum Ungarnschreck zu machen. Das
Unerhörte an diesem Abasfah liegt nicht so sehr darin, daß sein Deutschen-
haß, seine chauvinistische und krankhafte Schnüffelsucht ihn dazu verleiten,
mein wahres Tun und Lassen in den Wind zu schlagen, mich ohne den
geringsten haltbaren Grund in meinem Wollen, Denken und Sein um-
zulügen und ein deutsches Preisgericht, dem große Schriftsteller wie
Wilhelm von Scholz angehören, zu besudeln: das Unerhörte liegt nicht so
sehr in der muffigen Befangenheit, mit der dabei zu Werke gegangen wird,
nicht im überheblichen sittenrichterlichen Ton, nicht einmal in der Schmie-
rigkeit, mit der solcher Eifer zur Denunziation gesteigert wird — all
dies ist leider nicht unerhört, es gehört zum täglich immer wieder auf-
tauchenden Gesinnungsbild jener, die sich aus der Verleumdung deutscher
Menschen und Ereignisse eine Aufgabe machen, und das ist ja nicht mehr
unerhört; aber es ist unerhört, daß ein Abasfah sich zum Wortführer des
ungarischen Volkes aufreden will, indem er das sächsische Volk auffor-
dert, ihm eine Antwort zu geben, und daß er mit allen Kräften die von
anderen längst wahrgenommenen minderheitlichen Kulturbeziehungen zu
vergiften bestrebt ist, während er vorgibt, sie fördern zu wollen.

Kp 5/1935, Seite 20 - 2. 13
Heinrich Müller.

Chronik. Die schon seit Jahren andauernden inneren Auseinandersetzungen des Deutschtums in Rumänien haben es vielfach verhindert, daß wir die völlige Schwächung genau erkennen, in der wir uns befinden. Das Jahr 1918 sicherte das nationale Erwachen der Schwaben und brachte mit der Schaffung Rumäniens die Möglichkeit, das Deutschtum eines ansehnlichen Teils des europäischen Ostens zusammenzufassen. Diese noch keineswegs voll lebendig gewordene Volksgemeinschaft der Deutschen Rumäniens dünkte uns ein Ersatz dafür, was uns durch die geistlichen Wandlungen und die staatliche Abtrennung vom mitteleuropäischen Raume an Positionen verloren ging. Die Karlsburger Beschlüsse boten uns überdies, als das vor Gott und der Welt freiwillig und rechtschaffend gegebene Versprechen des rumänischen Volkes, einen gesicherten Bestand. Sie sind nicht durchgeführt worden — eine Tatsache, deren Tragik nicht bloß für uns besteht! Wir verloren das Mitbestimmungsrecht über die von uns bewohnten Orte weitgehend. Wir verloren die innegehabten Beamtenstellen zum größten Teil. Die Erbringung neuer ist ausgeschlossen. Die Sprachrechte vor Gericht und in der Verwaltung, die wir in Ungarn gleich den Rumänen besaßen und mit ihnen zusammen als ungenügend angesehen hatten, sind unbeachtet. Die staatliche Unterstützung unserer Schulen und der Kirchen wurde äußerst geschnitten. Mit besonderer Schärfe sind hier gerade wir getroffen worden, die wir uns freiwillig Rumänien angeschlossen haben. Unsere Kirchengründe sind dahin, unsere Nationswaldungen dahin, eine Interimskommission mit rumänischer Mehrheit wurde kürzlich über die Nationsuniversität gesetzt. Die Verringerung der Kirchenunterstützung und die Unmöglichkeit, unsere kirchliche Selbstbesteuerung zu erhöhen — sie ist die höchste der Welt! — bedeutet eine erzwungene Verringerung von Pfarrstellen. Unser kirchliches Gemeinschaftsleben wird damit gefährdet. Unsere Wirtschaft ist durch die Steuergebarung und die damit zusammenhängenden Belastungen schwer gefesselt. Einengung der Sprachenfreiheit zeigt sich auch schon auf diesem Lebensgebiet. Die Bestimmungen zum Schutz der nationalen Arbeit werden scharf durchgeführt. Aus der Fortentwicklung ihrer Ideen ergibt sich die Drohung einer Teilenteignung des schaffenden Privatbesitzes und der wirtschaftlichen Handlungsfreiheit der Minderheiten. Wir stehen an Abgründen. Eine gemeinsame Abwehrfront der Minderheiten gibt es

nicht. Die Juden tun seit Jahren in der Presse alles, um die Deutschen des Landes zu schädigen. Die deutsche Position im Großkloster Komitat konnte nur durch die Mithilfe der Ungarn gebrochen werden. Im Gebiet von Sathmar versuchen Priester noch immer deutsche Bauern zu madsarisieren.

Unser eigener Abwehrwille ist zerplittert. Nun hat sich allerdings durch das Scheitern der Einheitsbewegung, die sich nentlich selbst auflöste, und durch die Volksratswahlen in der Bukowina, weiter durch den Vorstoß der Deutschen Volkspartei auch im Banat, eine Klärung angekündigt. Wahrscheinlich wird schon die nächste Sitzung der Verbandsleitung der Deutschen Rumäniens endlich zu praktischen Arbeiten gelangen und den Einsatz der ganzen Volksgemeinschaft herbeiführen können. Dies ist dringend nötig. Spätestens bis zum Herbst muß unsere Handlungsgeschlossenheit verwirklicht sein, denn auf Grund von Erklärungen verschiedener rumänischer Staatsmänner ist mit einer Besserung der Minderheitenlage kaum zu rechnen. In Siebenbürgen endlich harren die Burzenländer Verhältnisse einer Klärung, die vermutlich in diesem Monat erfolgen kann, und die Pläne der Volksratsleitung (Schiedsgerichts- und Nachbarschaftsordnung, Universitätsfrage usw.) der Durchführung.

Januar
Kup 6/1935
Seite 248-249

Rundschau

Chronik. Am 7. Juni fand eine Sitzung des Deutsch-sächsischen Volkssrates für Siebenbürgen in Hermannstadt statt, der entscheidende Beschlüsse faßte. Zunächst wurde die Abdankung des bisherigen Vorsitzenden Dr. Otto Fritz Jikeli angenommen und in seine Stelle Dr. Hellmuth Wolff gewählt, der in seiner Ansprache darauf hinwies, daß sein Vorgänger inmitten der starken Gährung, die das Deutschtum des Landes einem neuen Lebensgefühl entgegenführe, den Mut besessen habe, unter der Parole "Frieden und Arbeit" die Kampffronten zusammenzufassen und in Bahnen zu lenken, die unserem Volke unmittelbar zugute kommen. Diese Arbeit

fortzusetzen, sehe er auch als seine Aufgabe an, doch zu dem großen Ziele hin, eine wirkliche Volksgemeinschaft zu errichten unter der Bestimmung einer alle Stände umschließenden Volksgesinnung. Ohne die Tradition zu mißachten, müsse im Gau Siebenbürgen Erziehungsarbeit für dieses Ziel geleistet werden. Bei unwandelbarer Verbundenheit mit unserem Staate sei der Kampf für unsere Volksrechte zu führen, der nötigenfalls auch wirksamere Wege beschreiten müsse als sie bisher betreten wurden. Der Volksrat nahm die Entwürfe über die Satzungen der Nachbarschaften, über die Schiedsgerichtsordnung und den Ausbau der Gewerbe- und Arbeiterorganisationen an. Die Vertreter des Burzenländer Kreisausschusses, dessen Führung den Volksumschwung bisher noch nicht berücksichtigt hatte, gaben verbindliche Erklärungen ab, im Juli die Leitung des Kreises in die Hand neuer Kräfte zu übertragen.

Noch wichtigere Ereignisse brachte die Sitzung des Deutschen Verbandes am 29. Juni in Bukarest. Zum 1. Vorsitzenden wurde mit großer Mehrheit Fritz Fabritius gewählt, der vor der Wahl erklären ließ, daß er die Wahl nur provisorisch annehme, bis in sämtlichen Siedlungsgebieten neue ordnungsgemäße Volksräte arbeiten und das Deutschtum Rumäniens daran gehen könne, auf neuer Grundlage sich die endgültige Führung zu geben. Weiter wurden einige Satzungsänderungen beschlossen, darunter auch die, daß an Stelle eines Stellvertreters des Vorsitzenden zwei eingesetzt werden. In diese Posten wurden gewählt Dr. Waldemar Guitt und Franz Adam Minich. Diese beiden bilden zusammen mit dem Hauptanwalt (Leiter der Geschäftsstelle) Dr. Alfred Bonfert die geschäftsführende Leitung des Verbandes.

Der Weg zu einer Belebung des Verbandes ist nun geöffnet. Wer es mit unserem Volke gut meint, wird jetzt wünschen, daß der Pfad gerade und stark in die Zukunft geführt werde.

Dies Ereignis fiel auf einen Tag, der hinter dem Medaillenschluß für dieses Heft lag. Wir konnten es darum jetzt bloß streifen. Ein Bericht über den Jugendbundtag in Agnetshelm, der auf den gleichen Tag fiel, erscheint im nächsten Heft. *Heft 7/49 35. Seite 289-290*

Friedrich Mieß †. Am 29. Mai starb in Kronstadt Friedrich Mieß. Im vorigen Jahre, als der Maler seinen achtzigsten Geburtstag feierte, wiesen wir darauf hin, daß eine Gesamtwürdigung seines Wertes noch fehle: ein Kunsthistoriker könne hier eine Aufgabe sehen, die nicht bloß in der Beschreibung des malerischen Weges des Verewigten ihr Genügen fände, sondern darüber hinaus auch den Durchbruch betrachten müßte, den dieser Maler durch seinen mutigen und unbedingten Schritt zur Mann in die starren Ansichten unseres Bürgertums zu jener Zeit lezte. Nach seinem Tode empfindet man den Mangel einer gütigen Betrachtung seiner Leistungen doppelt schwer. Wir Jüngeren kennen die früheren Arbeiten von Mieß nicht. Nur einige wenige Gemälde, die an besonders sichtbarer Stelle hängen, traten uns vor Augen, während die letzten Arbeiten nicht mehr restlos verdeutlichen können, worin die eigenartige Bedeutung dieses sächsischen Malers liegt, der als erster schon im Mannesalter seinen bür-

gerlichen Beruf verließ, sich der Kunst weihete und ein langes Leben hindurch bis zur letzten Stunde an der Staffelei stand, ein Sonderling und Einsiedler schließlich, ein fanatischer Werkmeister seiner Malerei. Viel Erfolg auch in weiteren Kreisen als denen seiner Heimatstadt und Siebenbürgens war ihm beschieden, aber hier lagen doch seine Wurzeln, als Mensch und als Künstler. Durch ihn wurde die Schönheit unserer Landschaft in einer nüchternen, später oft ins Bedantische abgleitenden Treue erfasst mit all ihren Menschen und Eigenwilligkeiten. In ihr war er auch menschlich daheim, verschlossen, dem Geseze unbeirrbar verhaftet, das er der Kunst, wie er sie auffasste, gegeben sah.

In einem Aufruf, den die „Kronstädter Zeitung“ nach seinem Tode veröffentlichte, finden wir einige Zeilen über ihn, die uns das Wesentliche seiner Lebens- und Künstlerart treffend zu umreißen scheinen. Sie lauten: „Friedrich Mieß war eine urwüchsige, aber einfache Natur ohne Problematik. Sein Vorbild war die Natur und waren die Meister, die der Natur am nächsten kamen. So verlief seine künstlerische Entwicklung geradlinig, ohne die großen Umwege, die den meisten Künstlern vorbehalten sind. Ein ehrlicher Realismus, das war sein Glaubensbekenntnis, dem er treu blieb, auch als später der Impressionismus die europäische Malerei beherrschte und auch er sich zuweilen zu dieser neuen Richtung versuchte. Der Realismus entsprach seiner einfachen, geraden, ehrlichen Natur am besten, denn er erforderte auch am meisten das handwerkliche zeichnerische Können, das Mieß für die Voraussetzung jeder soliden Malerei hielt. Er war ein unermüdlicher, liebevoller Gestalter dessen, was ist, und nie beschwert von Träumen, Entzückungen und Ueberschwänglichkeiten stark individualistischer Maler, die in ihm nicht nur Unbehagen, sondern auch Argwohn gegen ihr Können weckten. Er besaß vielleicht zu wenig Phantasie und war mit seinem schweren Blut auch nicht elastisch genug, um mit neuen Möglichkeiten Erweiterungen seiner Ausdrucksweise anzustreben. Aber alles, was er in seinen guten Stunden schuf, trägt den Stempel soliden Könnens, ehrlicher Arbeit mit einem kleinen handwerklichen Beigeschmack.“

Nun ist der alte Meister nicht mehr. Hoffen wir, daß ihm sein Chronist werde, der in einem Bande die schönsten Werke aus der unübersehbaren Menge seiner Gemälde, Zeichnungen und Aquarelle hebt und zusammenfaßt und in klaren und gerechten Worten die Leistung des alten toten Malers wiedergibt als Vermächtnis eines wertvollen Lebens, wie es selten zu finden ist.

Kap. 7/1938 S. 289-290

Chronik. Als Ende Juni mit der Wahl von Fritz Fabritius zum Vorsitzenden des Verbandes der Deutschen Rumäniens sein jahrzehntelanger volkserneuernder Kampf gekrönt war, erfuhr man kurz darauf das Größte, daß im Augenblick des Sieges dieser selbst durch einige Mitarbeiter beeinträchtigt wurde. Vier Wochen sind vergangen, in unserem Volk tobt ein Kampf, der an Hemmungslosigkeiten und ungerechten Anwürfen seinesgleichen sucht. Menschen, die Jahre zusammenarbeiteten für eine sittliche und völkische Erneuerung, sprechen sich plötzlich die Ehre ab und bezweifeln ihre Ideenreinheit. Soziale, siedlungsbegründete, bildungsmäßige Unterschiede werden benützt, um sie zu Gegensätzen zu machen. Und darin ertrinkt viel echter Glaube an ein starkes Ziel, weil sich die Menschen dafür als zu klein erweisen.

Wie zahllose Streitigkeiten ist auch diese darum so heftig, weil die Ereignisse, um die es geht, nicht klargelegt sind und im Zank nur widerspruchsvoller werden. Solange sie undeutlich bleiben, ist ein abschließendes Urteil für viele unmöglich. Der Streit ist so maßlos, weil es sich dabei nur in zweiter Linie um die Ermittlung der besseren politischen Richtung handelt, in erster aber um Dinge der Ehre. Über politische Wege kann man im Kampf entscheiden. Über Ehrenfragen muß geurteilt werden. Das setzt Anhörung beider Teile und eine sachlich geführte Untersuchung voraus, die der Beschuldigte zu fordern hat.

Zunächst — worin besteht die Ehrenangelegenheit? Fritz Fabritius klagt diejenigen seiner früheren Hauptmitarbeiter, die sich heute öffentlich gegen ihn stellen, an, daß sie in heimlicher Verschwörung einen Treubruch an ihm lange vorbereitet haben, weil sie merkten, daß ihr Einfluß auf ihn schwand. Der Treubruch besteht nach Fabritius darin, daß die Männer, die ihn zum Führer der Volksorganisation wählten, dafür nicht ehrlich eintraten, da sie ihm im gleichen Augenblick die Hände mit einem von

327

ihnen selbst gebildeten Ausschuß banden, der mit alleiniger Verfügungs-gewalt an seine Seite treten sollte. Die Treulosigkeit sieht Fabritius besonders in folgendem erwiesen: Er hatte sich nach Kenntnisnahme der Absicht seiner Hauptmitarbeiter bereit erklärt, die Entscheidung eines größeren Mitarbeiterkreises anzunehmen, mußte aber, als diese gegen ihn ausfiel, nachher erfahren, daß eine Reihe von Abstimmenden vorher verpflichtet worden war, gleichgültig, worum es gehe, mit den Personen mit-zustimmen, die jene Pläne gefaßt, ihnen aber verheimlicht hatten. Während also Fabritius sein politisches Schicksal offen in die Hand seiner Mit-arbeiter legte, konnten diese eine Entscheidung gar nicht mehr fällen.

Solange diese Darstellung nicht erschüttert ist, bleibt Fabritius recht-fertigt, wenn er die Abstimmung nachher nicht anerkannte, die Verbands-beschlüsse rückgängig machen ließ, und diejenigen verstieß, die mit einer solchen Entscheidung Ankläger und Richter in einer Person waren, ja Richter, die sich durch die Fesselung von Fabritius dessen Vollmacht selbst zusprachen; Richter überdies, die Fabritius bisher immer gedeckt, jede Kritik an ihm verworfen hatten und dadurch mitverantwortlich dafür sind, was er früher geleistet oder gefehlt hat, also — wo er angeklagt ist, auch angeklagt sind. Der springende Punkt ist also der: ob die Mitarbeiter, das entscheidende Forum, an das sich die Hauptmitarbeiter wandten und das Fabritius angenommen hatte, frei waren oder bloß ein Echo der Hauptmitarbeiter, die Fabritius nicht mehr stützen wollten. Diese Frage kann nur eine Untersuchung klären.

Man muß zugeben, daß ein Führer, auch wenn er seine Mitarbeiter selbst in ihre Stellen erhob und wenn sie alle für ihre Posten ihm dankbar sein müßten, ihr Vertrauen verlieren kann, weil er sich unsäglich erweist. Auf ihre Anklage hin kann aber auch nur ein anderes Forum seine Un-fähigkeit feststellen, entweder das Volk oder in dessen Vertretung — wenn die Verhältnisse die unseren sind — eine breite Ermittlung der öffent-lichen Meinung. Dieser Ermittlung, die nichts weiter ist als poli-tische Meinungserfragung, muß eine klare faßbare Anklage vorausgehen. An-kläger und Richter können dabei nicht die gleichen sein. In unserem Falle aber handelt es sich um die politische Entscheidung nur in zweiter Linie. Hier handelt es sich darum: daß Fritz Fabritius gegen einige seiner Mit-arbeiter den Vorwurf der Treulosigkeit erhebt. Das berührt ihre Ehre! Durch einen politischen Kampf kann der Vorwurf nicht beseitigt werden. Er kann nur durch eine Untersuchung auf seine Berechtigung überprüft werden. Seine Unbegründetheit nachzuweisen, haben die eine sittliche Verpflichtung, gegen die der Vorwurf gerichtet wurde. Die Untersuchung, und zwar die wirklich undoreingenommene und sachliche, müssen die ver-langen, die von Fabritius in aller Öffentlichkeit verstößen wurden.

Aus dem Mangel an Klarheit über diese Dinge erwuchs das kaum Glaubliche, daß Fabritius nun auch moralisch verdächtigt wird. Aber solche Versuche zu sprechen, verlohnt es sich mir nicht, gerade weil ich, wo ich Fehler bei Fabritius zu sehen meinte, dies nie verheimlicht habe.

Es richten sich alle, die ihm den Schild vorhielten, wenn sie nun den gleichen Mann ethisch herabzusetzen versuchen, weil er nicht ihres Sinnes mehr ist. Leistung und Ehre von Fritz Fabritius können so nicht angetastet werden.

Die politische Seite des Streites ist leicht zu durchschauen. In der von Fabritius geschaffenen Erneuerungsbewegung standen zwei Richtungen in Auseinandersetzung, die eine sogenannt radikale und die zweite, die jener den Vorwurf machte, daß sie den Kampf gegen Volksgenossen um des Kampfes willen führe und auch in errungenen Positionen auf die darauf notwendig folgende Aufbauarbeit verzichte. Dafür kann ein Beispiel angeführt werden, das in diesen Blättern schon einmal behandelt wurde: Als nach dem Sachsentag 1933 Siebenbürgen für die Bewegung erobert war, hätte eine nur dem Aufbau und der Überzeugung aller Volksgenossen gewidmete Haltung den Sieg vollenden können; wir wären heute zumindest in Siebenbürgen „ein Volk summend von Arbeit und trinkend am Honig der Götter“: man hätte mit ganz anderer Durchschlagskraft die übrigen Siedlungsgebiete gewonnen, die Aufbauarbeit im Verband, die der neue Vorjizende jetzt einzuleiten begonnen hat, früher anfassen und schließlich jene Aufgabe mit vollem Volkseinsatz angreifen können, auf die in diesen inneren Auseinandersetzungen immer vergessen wird, die Aufgabe: die staatliche Erfüllung unserer Volksrechte durchzusetzen. Weil diese fruchtbare Entwicklung verhindert wurde, mußte es einmal zum offenen Ausbruch der Krise kommen. Mein Urteil über diese sehr ernste Angelegenheit wird von vielen bestritten werden. Ich bin darauf gefaßt, daß ich meiner Ansicht wegen bald als einer hingestellt werde, der — wie es in dem neuerdings bei uns beliebten, an Kriminalromane erinnernden Ton lauten wird — von „Drahtziehern im Hintergrund gekauft“ wurde. Wir leiden ja an einer Inflation der großen Worte. Es gibt viele unter uns, die alles, was sie selbst wollten, als gut, alles, was andere erstreben, als Verrat bezeichnen und in den unheilbarsten Fällen sind sie sogar gutgläubig, wahre Wunder der Selbsttäuschung. Über dies gäbe es viel zu sprechen, aber es bliebe Wort ohne nachhaltige Wirkung, wenn die Untersuchung nicht erfolgt, die notwendig ist und zu der alle, die sich handelnd in Frage stellten, den Mut aufbringen müssen, der den Führer erst macht: mit der Wahrheit zu stehen oder zu fallen! Wer sich fürchtet, die Untersuchung zu verlangen, der mag uns reden, was er will; er richtet sich selbst.

Erst wenn eine Untersuchung die Tatsachen klarstellte, werden sich die politischen Fragen leicht lösen, dann aber auch in voller Reinheit. Eine Lösung ist auch ohne dies zu erwarten, schneller als manche meinen, denn das Volk ist sehr wach und hat schon zu sprechen begonnen. Doch sein Spruch kann nicht ganz rein sein, ehe es reinen Wein eingeschenkt erhielt. Wo stehen die uneigennützigere Männer? Das ist die Frage! Unter ehrlich strebenden Männern läßt sich ein politischer Weg immer abstecken, denn daß eine Verschiedenheit der Ziele die heute entscheidenden Kräfte unseres Volkstums trennt, ist unwahr — alle wollen die wahre Volksgemeinschaft.

Schon um unserer Jugend willen müssen die Tatsachen geklärt werden von einem urteilsfähigen, unbeeinflussten Forum, denn die Jugend wurde in diesen Tagen einer Gewissensbelastung ausgesetzt, der sie nicht gewachsen sein konnte, weil hier doppelte, sich teilende Disziplin von ihr gefordert wurde, einmal für den Mann, der ihr die Lager schenkte, dann für den, dessen Namen sie ein Jahrzehnt hindurch auf den Lippen trug und der auch den Schöpfer der Lager erzog.

Es gibt unter uns Menschen, deren Charakter behandelt werden müßte, weil der sich auf alle Ereignisse auswirkte und unser Volksschicksal über Gebühr beeinflusste; — es wird später Gelegenheit zur Darstellung der Personen sein, wenn wir, hoffentlich bald, diese Tage als Geschichte betrachten! — Meissen wir daran, wer von den Beschuldigten die Aufhellung der Tatsachen zu fordern wagt, wie weit sich Person und Sache vereinen oder auseinanderfallen. Fordern auch wir die Untersuchung um unseres Volkes willen und vergessen wir nicht das Wort eines rumänischen Politikers, von dessen Einstellung minder unseres Volkes etwas zu erwarten glauben: „Warum sollten wir die Deutschen bemitleiden, wenn sie sich selbst zerfleischen?“ und jener anderer: „Wenn nur die Ungarn so weit wären wie die Deutschen, dann wäre die Minderheitenfrage in Rumänien gelöst!“

Chronik. Wichtiger als der politische Zwist in unserem Volkstum ist die eine erschütternde Tatsache, daß in Südbessarabien viele deutschen Bauern heuer vor einer vollkommenen Missernte stehen, vor dem Hungertod, wenn ihnen nicht Hilfe gebracht wird. Die staatlichen Zuschüsse haben sich bisher als ungenügend erwiesen. Gleichgültig, ob sie sich erhöhen oder nicht — das gesamte Deutschtum Rumäniens muß die Not der bessarabischen Deutschen als eine Hilfsverpflichtung erleben. Erleben heißt hier wissen, daß aus den Dörfern der Notgegend Menschen schon abwandern, in die Städte und Dörfer kommen um dort ein Fortkommen zu suchen; Heim und Hof haben sie verlassen, weil dieses Heim zur Todesfalle wurde; ihr Vieh haben sie verkauft, weil das Futter nicht wuchs; ihre Kinder sind sie bereit wegzugeben, damit sie ihnen unter den Elternhänden nicht sterben; es handelt sich hier um echte, undvorstellbar große Not, deren Umfang noch dadurch erhöht wird, daß es den Bauern auch an Saatgut fehlt. Solche Not kann nicht durch Almosen, auch nicht durch einmal gegebene größere Beträge beseitigt werden. Sie ist eine Not, die bis zur nächsten Ernte auch dann dauert, wenn das Saatgut beschafft werden kann.

Inmitten des Wortgezänks in unserem Volkstum überdunkelt das Elend in Südbessarabien jedes Ziel, das sich der oder jener, die oder jene Gruppe gesetzt hat. Und wir können es freudig begrüßen, daß der Hilferuf in allen Siedlungsgebieten Widerhall gefunden hat. Während diese Zeilen geschrieben werden, sammeln in unseren Städten und Dörfern viele Hände Geld und Korn, vermitteln andere Hände notleidenden Bauern und ihren Kindern Arbeit und Unterkunft in glücklicheren Strichen. Von verschiedenen Seiten kam das Notwerk in Gang und alle Kreise, alle Parteien und Gruppen sind daran beteiligt. Wenigstens in dieser einen, allerdings zur Stunde wichtigsten Frage ist Einigkeit unter uns. Hierin beweist sich das oft Bestrittene: daß es eine deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien schon gibt; gewiß nicht eine Gemeinschaft der täglichen Bewährung, aber doch eine der Tat an einem entscheidenden gemeinsamen Werk. Wir wollen dies höher veranschlagen als alles politische Geschwätz, als die Behauptungen parteiischer Redner, die von sich selbst überzeugt sind, daß sie die Volksgemeinschaft allein schaffen könnten und es allen anderen abstreiten, sie auch nur zu wollen. Der Ausbruch zur Hilfe für die deutschen Brüder in Bessarabien aber wird sein volles Gewicht erst dann gewinnen, wenn jeder viel gibt, wenn in jedem Hause ein Opfer geboten wird, wenn sich niemand durch ein Scherflein freikauf, sondern sich durch die Gabe selbst hineinstellt in die völkische Gemeinschaft, wo es kein Glück geben sollte neben namenlosem Unglück. Ist solche Gesinnung in ganzer Wucht am Werke, so steigt daraus auch die bleibende Gemeinschaft.

Neben diesem Opferwerk laufen noch die innervölkischen Streitigkeiten.

Wir haben im letzten Heft den Vorschlag gemacht, es mögen jene, die der Verbandsvorsitzende von sich wies, den von ihm gegen sie erhobenen

Vorwurf der Untreue durch eine sachliche Untersuchung — deren Form einvernehmlich leicht gefunden werden könnte, wenn der Willen zur restlosen Wahrheit vorhanden wäre — überprüfen lassen. Wir machten den Vorschlag, weil hinter den Auseinandersetzungen die Frage nach der Ehre der Beschuldigten offen liegt und jede Aussprache auch dort vergiftet, wo Grobhautige meinen darüber hinwegschwagen zu können. Man kann eine solche Frage unbeantwortet lassen, aber sie wird immer wieder hervortreten und schließlich die Entscheidung fällen. Nun — unser Vorschlag wurde nicht beachtet. Ein Kommentar zu dieser Tatsache erübrigt sich!

Mit Rücksicht auf die äußeren Kämpfe, die uns der Herbst bescheren wird, muß von allen Gutgesinnten die Art der politischen Aussprache, die bei uns eingerissen ist und im wesentlichen nicht eine Überzeugung, sondern eine Vergewaltigung der Volksgenossen erstrebt, überprüft und verworfen werden. Die Volkserneuerung wird durch hemmungslose Kämpfe, die nur das Negative suchen, ernstlich bedroht, ja sie ist in den letzten Wochen schwer zurückgeworfen worden.

Die Lösung kann nur darin bestehen, daß die Volksorganisation wirklich zum entscheidenden Kraftmittelpunkt unseres Volkstums gemacht werde und jede Abspaltung, die das Ganze gefährdet, beseitigt. Die neue Führung des Verbandes der Deutschen Rumäniens ist an die Arbeit gegangen. Das ist wichtiger als der Lärm. **Heinrich Jüllich.**

Kapitel 9/1925
Seite 368-369

Chronik. Der Zwist im Deutschtum Rumäniens steigerte sich in den letzten zwei Monaten in eine Maßlosigkeit hinein, die ihren beispiellosen Ausdruck in einer Saalschlacht in Hermannstadt gefunden hat. Damit ist die Grenze erreicht, wo unser Volkstum, dem man parteipolitische Auswüchse in solcher Schärfe früher nicht zugetraut hätte, innerlich nur noch mit Ernüchterung antworten wird. Soll diese nicht wieder in jene volksvernichtende Gleichgültigkeit übergehen, deren Auslöcherung der Sinn der bisherigen Auseinandersetzungen war, muß nun mit aller Kraft die Volksgemeinschaft selbst ins Auge gefaßt und verteidigt werden, die sich im bessarabischen Hilfswerk, nicht ganz ohne Geschrei und private Geltungssucht, bewährte. Der Schutz der Volksgemeinschaft aber ist die Volksorganisation, aus deren Kreis sich zu stellen von jeher gleichbedeutend war mit völkischem und gesellschaftlichem

Selbstmord. Nur durch die Aufrechterhaltung dieses Grundsatzes, der auch gelten muß, wo die Volksorganisation mit Mängeln behaftet wäre, konnten wir Sachsen uns halten, denn es ist besser, die Rechthaberei einiger werde beseitigt, als daß die Gemeinschaft leide. Und diese Haltung allein kann auch das Deutschtum der anderen Siedlungsgebiete bewahren und fördern.

Die neue Leitung des Verbandes der Deutschen Rumäniens arbeitete in den letzten Wochen einen Entwurf für ein Deutsches Volksprogramm aus, das nach seiner Vorberatung in einigen Volksräten, durch die Vollversammlung des Verbandes mit großer Mehrheit in Kraft gesetzt wurde. Damit ist endlich der äußere Rahmen für die deutsche Volksgemeinschaft in Rumänien geschaffen, das Streitziel vieler Jahre erreicht worden. Mag in diesem Programm manches verbesserungswürdig sein und später auch tatsächlich abgeändert werden müssen — über eines kann es keine Auseinandersetzung geben, darüber, daß dieses Programm, dessen Inhalt wir nach seiner Drucklegung behandeln werden, rechtskräftig wurde in dem unzweideutigen Sinne der früheren sächsischen Volksprogramme. Die enge Zusammenfassung unserer Siedlungsgebiete ist ein Ereignis, daran gemessen selbst ein formaler Mangel — wäre er unterlaufen! — nur von Banausen oder parteiischen Menschen zum Anlaß genommen werden kann, um das Ganze zu verwerfen. Das neue Volksprogramm setzt natürlich nach dem Rechtsgrundsatz, daß übergeordnetes Recht nachgeordnetes Recht bricht, die Satzungen der Siedlungsgebiete, z. B. das Sächsische Volksprogramm, außer Kraft, soweit es dem neuen Recht widerspricht. Die Führer der Volkspartei erklären diesen Vorgang für unzulässig und verlangen, es müsse erst das Satzungsrecht der Siedlungen innerhalb dieser, also z. B. das Sächsische Volksprogramm auf einem Sachsentag, richtig erklärt werden, ehe das neue Volksprogramm in Kraft treten könne. Wenn sie nur forderten, daß das Volksprogramm noch einer Volksabstimmung unterworfen werde, so könnte sie niemand verurteilen. Ich persönlich würde eine solche Abstimmung auch begrüßen, weil das Volksprogramm dadurch tief in das Volk verankert würde.¹ Aber ihre Erklärung, bis zu einer solchen Abstimmung das Programm nicht anerkennen zu wollen, beachtet einmal jene rechtliche Grundlage nicht, die sich in den alten Verbandsatzungen damit bietet, daß diese die Schaffung eines deutschen Volksprogramms durch den Verband vorschreiben; zweitens zeigt sie einen erschreckenden Mangel an Einsicht in die Bedeutung eines wirklich schöpferischen Aktes, wie es die Aufstellung dieses Programms war; drittens aber bedeutet sie, daß sich einige Personen das Recht anbilligen, ihre angeborene Zu-

¹ Diese Abstimmung wird, wie ich aus dem Munde des Landesobmanns erfuhr, nach einigen Monaten vorgenommen werden, wenn das Volk das Volksprogramm wirklich kennen gelernt hat und damit urteilsfähig geworden ist.

gehörigkeit zur organisierten deutschen Volksgemeinschaft davon abhängig zu machen, ob ihre Einzelansicht über die Vollmachten unserer obersten politischen Körperschaft von deren Mehrheit angenommen wird oder nicht. Und diese Haltung gefährdet die Grundlagen unserer völkischen Existenz, die in freiwilliger Unterwerfung aller Glieder unter Beschluß und Weisung der übergeordneten Körperschaften und Führer auch dann bestehen muß, wenn man Beschlüsse und Weisungen für falsch hält.

Gegen alle Beschlüsse und Weisungen sind Einwände möglich, auch ihre Legalität kann angefochten werden (etwa durch die immer wieder erhobene Forderung auf Abhaltung einer Volksabstimmung oder eine Rechtsbegutachtung), doch sie müssen Geltung haben, bis die Aufsehung siegreich ist. Wer diesen Grundsatz mißachtet und die Geltung von Satzungen davon abhängig macht, ob sie ihm passen, leugnet die alle bindende Gemeinschaft. Und dieses Vorgehen unterliegt in einem Volkstum, das über keine Exekutive verfügt, einer weitaus schärferen Beurteilung als in einem Staate.

Die Verantwortung für diese Entwicklung kann man nicht allen 14 Mitgliedern der Volkspartei zuschreiben, die das Volksprogramm nicht anzuerkennen erklärt haben, wenn sie auch alle die Folgen ihres Schrittes selbst hervorriefen. Verantwortlich ist der „schwarze Tag von Bukarest“, der Ende Juni die menschlich und politisch unsinnige Tat vollbrachte, im Augenblick des Sieges die Erneuerungsbewegung zu spalten, weil wenige Männer eine Einflußschmälerung nicht ertrugen, und dessen Auswirkungen nun auch unser Volk in Gefahr bringen durch die Nichtanerkennung eines ehernen Grundsatzes. Was daneben hinläuft an parteiischer Verkrampfung, ist auch auf diese Ursache zurückzuführen, die rasende Verheerung, das Aufspalten künstlicher Klassengegenstände, die Taubheit gegen die Beweise der Gegner wie im Fall Milanich, der Haß gegen die sogenannten Intellektuellen, ein Selbsthaß eigenartiger Züchtung von Männern, die samt und sonders Intellektuelle sind, der merkwürdige Stolz auf Leistungen, die in Versammlungsreden bestehen, das Anrufen des Volkes als obersten Richter und seine Mißachtung, da im ja die gegnerischen Argumente verschwiegen werden, und schließlich noch die parteipolitische Ausmünzung der Gutgläubigkeit der Jugend, wobei im Chaos der Begriffsverwirrung menschliche Unzulänglichkeiten bei Männern hervortreten, von denen man es nie erwartet hätte. Noch schlimmer ist es, daß in diesem Streit, wo immer unter der Fahne der Gemeinschaft alles getan wird, um sie zu vernichten, auch die letzten Bausteine der Volksbruderschaft zertreten werden, das Bewußtsein nämlich, daß dem Volksgenossen auch der schärfste Meinungsgegner herznah sein muß, soferne er das Volk nicht absichtlich schädigt — was man furchtbarerweise von einigen Menschen heute schon anzunehmen versucht wäre, glaubte man nicht, sie seien von einem Wahn befallen. Diese Verwirrung konnte nur deshalb so

arg werden, weil wir heute nicht mehr bloß einige Abgeordnete, die überdies immer mit Luchsaugen beobachtet wurden, sondern noch eine Anzahl anderer schwer kontrollierbarer Personen haben, deren Beruf es wurde „Politik zu machen“.

Das Deutsche Volksprogramm für Rumänien bietet endlich die Handhabe dazu, die Volksgemeinschaft organisatorisch zu umschließen. Es wird auch, sofern unser Volksgefühl echt bleibt, die Möglichkeit bieten, die Störungen der Gegenwart zu beseitigen, die verheerten und gutgläubigen Nachläufer falscher Parolen zur Besinnung zu bringen.

Heft 11/1938, Seite 109-152 Schmidt-Jüllich

ik g s

Eberhard Wolfgang Möller in Siebenbürgen. Das Deutsche Landestheater in Rumänien führte am 23. Oktober in Kronstadt zum erstenmal eine Jugendarbeit des Dichters Eberhard Wolfgang Möller „Bauern“ in Gegenwart des Dichters mit großem Erfolg auf. Der siebenbürgische Stoff des Schauspiels kam dem Dichter aus Erzählungen seines Bruders, der als Ferienkind einmal im Burzenland gewohnt hat, zu. Mit gutem Blick für das Dramatische ist darin eine Urwahrheit gefunden völkischen Lebens gestaltet worden: Volk halte sich blutsrein. Das Stück spielt in der Báthori-Zeit in einer Kirchenburg. Der Dorfrichter erfährt, daß eine benachbarte Burg durch den Verrat einer volksfremden Frau gefallen sei und fordert deshalb von seinen Bauern die Verpflichtung, kein anderes als ein sächsisches Weib zu heiraten. Sein eigener Sohn kann den Eid nicht leisten, weil er eine ungarische Dienstmagd liebt, der zuliebe er entschlossen ist, die Heimat aufzugeben. Als aber die Bedrohung des Dorfes in nähere Nähe rückt, findet er zur Gemeinschaft zurück und trennt sich vom Mädchen, das rachsüchtig die Ungarn durch den Geheimgang in die Burg zu führen versucht, dabei aber ertappt, dem neuen Richter, ihrem früheren Geliebten, der an die Stelle seines gefallenen Vaters getreten ist, zur Aburteilung vorgeführt wird. Der junge Bauer bewährt sich auch in dieser schwersten Prüfung. — Soweit das Inhaltliche. Das Stück schrieb Möller noch als Gymnasiast. Daraus erklären sich manche Mängel der Gestaltung, aber es scheint uns, als ob sich diese Unsicherheiten bei einer Überarbeitung des Stückes leicht ausmerzen ließen, so daß sich aus der gegenwärtigen Fassung eine gütigere löst, die schon jetzt nach Beilegung drängt. Es wäre ein Fehler, wollte der siebenbürgische Besucher der Aufführung in diesem Stück nach der Richtigkeit des Lokalkolorits suchen. Nicht darum geht es in dem Schauspiel, sondern um die ewige Wahrheit bäuerlicher und gesundvölkischer Gelese in ihrer menschlichen Auswirkung und tragischen Härte. Eine Überarbeitung könnte indessen auch da manche Kleinigkeit zurechtrücken. Der Dichter las am nächsten Tag aus eigenen Werken und gab dabei Proben reifer Dichtung; vornehmlich sei verwiesen auf die Kantaten, unter denen „Die Briefe der Gefallenen“ mit dem höchsten Schrifttumspreis Deutschlands in diesem Jahre ausgezeichnet worden sind. Möller unternahm anschließend an

die Veranstaltungen in Kronstadt eine Vortragsreise durch andere siebenbürgische Städte. Sein Schauspiel „Bauern“ wird vom Landestheater auch an anderen Orten im Laufe der Winterpielzeit aufgeführt werden.

Adolf Hillich

Kref 11/1935, Seite 452-453

D. Dr. Oskar Netoliczka ist am 8. Oktober 1935 70 Jahre alt geworden. Die siebenbürgische Wissenschaft der letzten Jahrzehnte verdankt ihm wichtige Gaben. Sein Lehrbuch der Kirchengeschichte machte seinen Namen in der evangelisch-deutschen Welt weithin bekannt und ist in großer Auflage verbreitet. Als Honterusforscher, der die Werke des Reformators 1896 in einer Auswahl herausgab, trug Netoliczka in vielen Einzeluntersuchungen Erkenntnisse zur Grundlage unserer heutigen Ansichten über Honterus und dessen Zeit bei. Seine Forscherarbeit ist nicht nur in der Heimat, sondern auch im Ausland anerkannt worden, so z.B. durch die Verleihung des Ehrendoktorats der Universität Zürich. Netoliczkas Tätigkeit als langjähriger Schriftleiter des Kronstädter Kalenders "Der sächsische Hausfreund" soll auch nicht vergessen werden, ebenso wenig wie seine Mitherausgeberschaft an den "Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt" und seine zahlreichen Aufsätze zu Schul-, Kirchen- und wissenschaftlichen Fragen, die in vielen Organen erschienen sind. Den Hauptteil seiner ~~Lebensarbeit~~ Lebensarbeit widmete er der Honterusschule, deren Leitung er von 1916 bis zum Ende des Jahres 1928 innehatte. Anlässlich seines Jubelfestes wurde Netoliczka von vielen Freunden geehrt.

Heinrich Zillich

Heft 11/1935, Seite 484-455

Chronik. Wir haben vor einem Monat ausgesprochen, daß die Verschärfung des innerböllischen Streites unser Volk ernüchtern werde. Durch das Ergebnis der evangelischen Kirchenwahlen hat sich dies bestätigt. Am deutlichsten ließ es sich in Kronstadt erkennen. Hier hatte sich aus früheren Anhängern der Einheitspartei ein „Burzenländer Schutzbund“ gebildet, der es verstand, die Antipathien, die sich gegen die Volkspartei angesammelt hatten, auf die eigene Mühle zu leiten. Obgleich die Nachbarschaften mit Zustimmung der Vertreter des Schutzbundes eine überparteiliche Kandidationsliste herausgegeben hatten, erschien überfallsartig eine Kampfliste des Schutzbundes mit einem Flugblatt, worin behauptet wurde, es lägen schon zwei Kampflisten vor, was den Schutzbund zwingt, das gleiche Mittel der Selbstbehauptung zu wählen. Zugleich wurden alle Kandidaten, die dem Schutzbund nicht angehörten, als gemeinschaftsschädlich verächtigt. Ein solches Vorgehen war zwar ungerechtfertigt, denn es gab gar keine Kampfliste außer der des Schutzbundes, aber die Bürger glaubten es und ließen sich durch einen guten Korteschiedienst vom Schutzbund an die Urnen bringen, um gegen parteipolitische Ganzheitsansprüche zu kämpfen, die niemand erhoben hatte als nur der Schutzbund. Bei dieser Wahl kämpfte nur er; alle anderen Gruppen blieben der Nachbarschaftstreu, woran auch gemeinsame im letzten Augenblick unternommene Streichungsversuche der Volkspartei nichts Wesentliches änderten. Der Schutzbund siegte überwältigend. Der Erfolg ist so groß, daß er weder mit dem Bruch der Wahlvereinbarung — ein jeder solcher Bruch wird nach unserem merkwürdigen kirchlichen Wahlrecht durch Stimmengewinn belohnt! — noch mit der Irreführung der Wähler allein erklärt werden kann. In dem Ergebnis drückte sich die Ablehnung bestimmter Kampfmethoden und der dafür verantwortlichen Personen aus, wobei kein Unterschied zwischen der Volkspartei gemacht wurde und den anderen feinerzeitigen Mitgliedern der einstigen NEDR. Die Spaltung der Erneuerungsbewegung ist, dies zeigte sich nun, vom Volk als eine Schwäche der Bewegung selbst beurteilt worden.

Auch in den Wahlergebnissen anderer Orte zeigte sich, wenn auch nicht so klar, diese Tatsache. Durch die Abtrennung der Volkspartei hat die Erneuerung einen Rückschlag erlitten. Das Volk versteht keine zwiespältige Auslegung von Grundsätzen. Am schärfsten traf der Rückschlag die Volkspartei. Weder in den Städten noch auf dem Lande erwies sich — von einigen Dörfern abgesehen — eine Anhängerschaft, die als eine Volksbejahung ihres Weges bezeichnet werden könnte. Durch die Wahlen lehnte das Volk vielmehr eine Haltung und Kampfweise ab, die seinem Wesen widerspricht und die darum die Volksgemeinschaft nicht schaffen kann.

Es ist tragisch, daß diese Ablehnung in vielen Fällen auch gegen den Erneuerungsgeanken gerichtet wurde, weil reaktionäre Gruppen die Stimmung für sich nutzen und z. B. in Kronstadt die Parteipolitisierung der Kirchenkörperschaften durchsetzen konnten. Es wird Aufgabe der Volksorganisation sein, das westanschauliche Gut der Volkserneuerung durch eine volksgemäße Politik und durch Sammlung der die Volksdisziplin wahren Kräfte für die Zukunft zu retten. Darum bleibt für die nächste Zeit die Entscheidungsfrage aufrecht, ob das neue Volksprogramm anerkannt oder abgelehnt, ob die Disziplin gegenüber der Volksorganisation bejaht oder parteipolitisch durchbrochen werden darf. Der Burzenländer Kreiskrat und der Buchenländer Gaurat sind aufgelöst und Neuwahlen angeordnet worden, weil sie sich in dieser Frage versagten. Die Neuwahlen werden erweisen, hinter wem das Volk steht. Für Siebenbürgen brachten die Kirchenwahlen schon eine gewisse Vorentscheidung.

Heinrich Bittlich

100 Jahre Kronstädter Allgemeine Sparkasse. Die älteste Bank des einstigen Ungarns und des heutigen Rumäniens, die Kronstädter Allgemeine Sparkasse, beging am 18. November ihr 100-Jahrfezt. Begründet wurde sie von Peter Lange von Burgenkron als gemeinnütziger Sparverein, der lange Zeit hindurch in dieser Form arbeitete, dann später in eine Genossenschaft und in der Folge in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde. Auffällig gering blieb das Aktienkapital, das lediglich mit 4% verzinst wurde, während die Reingewinne wohlthätigen Zwecken zugeführt worden sind. Diese in anderen Ländern kaum zu findende uneigennützigkeits Einstellung wurde richtunggebend für den ganzen Kreditaufbau unseres Volkes in Siebenbürgen und ermöglichte es unseren Anstalten, allen Schwierigkeiten der Jahrzehnte standzuhalten als ein Glied im Bau des Volkes. Von kapitalistischen Strömungen wurde die Anstalt erst sehr spät, nach dem Kriege, angegriffen. Dies zeigte sich bei der Kronstädter Allgemeinen Sparkasse in einer Kapitalsvergrößerung, die nötig geworden war, weil das bisherige Aktienkapital von nur 14.000 Kronen den Anforderungen jener Zeit nicht gewachsen war und die eigenen Mittel unbedingt erhöht werden mußten. So wuchs das Aktienkapital rasch auf 100 Millionen Lei durch Neuzeichnungen. Die Aktienverzinsung blieb wohl auch jetzt auf dem Stand der Einlagenzinsen, verringerte aber die Beträge, die aus dem Reingewinn für wohlthätige Zwecke ausgeschüttet werden konnten, wenn auch noch 1930 990.000 Lei dafür zur Verfügung gestellt wurden. Die Weltwirtschaftskrise, deren niedermahlende Auswirkung auf unsere Wirtschaft in frischer Erinnerung ist, zog die Sparkasse in Mitleidenschaft, zwang sie zur Anwendung des staatlichen Umschuldungsgezetes, auf dessen Grundlage aber auch der Neuaufbau begonnen werden konnte, der zu gesunden Ansätzen führte. Die 100-Jahrfeier konnte in froher Stimmung begangen werden und hatte über die Kreise der Beteiligten hinaus als Beweis für die zähe, unverwundliche und pionierhafte wirtschaftliche Leistungsfähigkeit unseres Volkes Bedeutung.

Heinrich Bittlich

Heft 12/1935, Seite 502-503

Heft 12/1939, Seite 503-504